

Siegfrieds Kampf mit dem Drachen

Voller Hast verließ Siegfried die Schmiede und betrat den tiefen, dunklen Wald. Er war umringt von uralten Buchen, Eiben und Eschen. Von deren weit herabhängenden Ästen Vorhänge von smaragdgrünen und weiß-türkisen Flechten baumelten, die sanft im Winde schaukelten. Auf dem weichen, vom Moos bedeckten Boden wuchsen hohe Farne, die dicht an dicht, wie kleine Wäldchen, die Erde bestanden. Ein intensiver Geruch von Moder und Fäulnis lag schwer in der Luft. Nur wenig trübes Mondlicht fiel durch das dichte Blätterdach und sprenkelte den Erdboden mit fahlen Flecken. Nach dem Stand des Mondes war es wohl bereits kurz nach Mitternacht.

Wie in einer riesigen Kathedrale säumten die mächtigen Bäume, langen Säulenreihen gleichend, den langgezogenen Tobel, den Siegfried nun gerade voll großer Erwartung durchquerte. Seine Schritte federten auf dem weichen Boden. Frohen Mutes sprang er behände über Wurzelstöcke und Felsen. Seine Rüstung glänzte und schimmerte hell im Mondeslicht.

Ohne Rast bahnte er sich einen Weg durch dorniges Gestrüpp und Buschwerk, während um ihn herum das laute Rufen eines Uhus die Luft erfüllte. Die Nacht war klar und mild. Myriaden von Sternen blinkten für Siegfried unsichtbar am Firmament, das noch in tiefes Schwarz gehüllt war. Ein kühler Wind strich raschelnd durch die Wipfel der hohen Bäume, sodass es ihn hin und wieder fröstelte. Auch überkam ihn mit der Zeit eine große Müdigkeit, was aber keinerlei Abbruch an seiner Abenteuerlust tat.

Doch schließlich, als noch zwei weitere Stunden vergangen waren, trug der Wind aus der Krone einer riesigen Eiche den zarten Gesang einer Nachtigall an Siegfrieds Ohren und kündigte so den Sonnenaufgang an. Langsam, aber stetig wanderte die Sonne das Himmelszelt hinauf und flutete den Wald mit hellem Licht, dass auch die letzten Schatten sich schließlich in Höhlen und dunkle Täler zurückziehen mussten.

Und als die Sonne am strahlend blauen Himmel schon fast im Zenit stand, lichtetete sich der Wald endlich und Siegfried erreichte dessen Ende. Vor ihm lagen nun weite Getreidefelder und Wiesen. Seine Schritte folgten forthin einem überwucherten Feldweg, der schnurstracks in Richtung des Drachensteins führte, der dunkel und drohend über dem Land aufragte.

Wie Siegfried bald auffiel, war das Korn auf den Äckern schon längst reif – und doch hatte es niemand geschnitten. Auch auf den Wiesen war kein Vieh zu sehen. Eine bedrückende Stille lag in der Luft. Der fröhliche Gesang der Vögel war verstummt und an seine Stelle ein unbehagliches Schweigen getreten. Und je weiter Siegfried durch das öde Land ritt, desto mehr verließ ihn der Mut. Die Ruinen verlassener Gehöfte säumten den Weg. Ihr Anblick war ihm eine stille Warnung vor dem, was ihn im Berg erwartete.

Der Wind strich flüsternd über die goldbraunen Weizenhalme. Am Rand der Felder tummelten sich Mohnblumen und kleine Wäldchen von Klee.

Da plötzlich schrak er aus seinen Gedanken auf, denn er vernahm in nicht allzu weiter Ferne lautes Knarzen und Gerede – und ehe er sich versah, kam ihm ein zweirädriger Ochsenkarren entgegen: Auf dem Kutschbock saß eine Frau, auf beiden Seiten neben ihr knieten zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen. Auf der Pritsche türmten sich Truhen, Möbel, Werkzeug, Vorräte und anderes. Neben dem Wagen her ging ein Mann mit Fellumhang um die Schultern und einer Gugel auf dem Kopf, der ein reiterloses Pferd führte, das hinterher trottete. Als Siegfried den Zug erreicht hatte, hielt er an und begrüßte die Familie höflich. Siegfried sah große Kümmernis und Sorge in den Zügen des Mannes, nachdem sich dieser tief verneigt hatte. Erstaunt fragte er nach dessen Grund, da antwortete der Bauer betrübt: „Ach, hoher Herr, vor ein paar Tagen suchte der elende Lindwurm aus dem Drachenstein unser Gehöft heim und fraß unsere letzten Rinder, wie er es auch schon mit denen der anderen Bauern der Gegend getan hat. Wir trauen uns selbst kaum mehr, den Hof zu verlassen, denn Menschen sind ihm stets willkommene Beute. Damit zwingt er uns, nun endgültig fortzuziehen. Aber erlaubt mir, hoher Herr, zu fragen, was euch in diese Gegend führt?“ Während der Bauer erzählt hatte, hatte großer Zorn Siegfried überkommen. Er war nun fester denn je dazu entschlossen, das Untier vom Drachenstein zu erlegen, um dem armen Bauern, der so von Haus und

Hof fort musste, zu helfen und so erwiderte er: „Wartet hier bis zum Sonnenuntergang, dann werde ich das Untier erschlagen haben und Ihr könnt unbesorgt zurückkehren auf Euren Hof.“ In Gedanken fügte er zweifelnd hinzu: „Oder aber der Drache wird mich verschlungen haben...“ Der Bauer blickte ihn erstaunt an und mahnte: „Verzeiht mir diese Worte, aber nur ein törichter Narr würde sein Leben so leichtsinnig auf's Spiel setzen“, mit seinem Wanderstock deutete er in Richtung des Berges, „Von diesem Berg sind selbst die tapfersten Recken nicht lebendig zurückgekehrt. Der Drache ist riesenhaft, seine Schuppen sind stahlhart, seine Reißzähne messerscharf und seine Klauen wie Säbel. Seine Augen glühen wie Feuer und sein Odem ist tödlich. Seinen Panzer kann kein Schwert durchdringen!“ „So hat er eben noch nicht dieses Schwert hier zu spüren bekommen!“, mit großem Schwung zog er seine Klinge aus der Scheide und sie blitzte im Sonnenlicht. „Für eure warnenden Worte sei Euch gedankt, aber können sie mich nicht von meinem Vorhaben abbringen.“ Der Bauer, der dies bereits geahnt hatte, antwortete rasch: „Dann tut, was Ihr nicht lassen könnt. Doch lasst mich Euch trotzdem dieses Pferd schenken. Möge es euch wohlbehalten wieder heimtragen.“ Siegfried nickte ihm dankend zu und ergriff die Zügel. Rasch musterte er das Ross. Dessen Fell war kastanienbraun. Es war keineswegs ein stolzes Streitross, sondern lediglich ein bequemer Zelter. In seinen Augen lag ein verstörter Blick und es sträubte sich immer mehr, weiter auf den bedrohlich aufragenden Drachenstein zuzugehen. Je weiter er ritt, desto weniger wurden die goldenen Felder und an ihre Stelle trat eine unfruchtbare und karge Landschaft. Am Boden prangten schwarze Rußflecken, als hätten dort Feuer gewütet. Hier und dort ragten die verkohlten Überreste toter Bäume aus dem Boden hervor. Auch erblickte Siegfried die Kadaver und Gerippe von Rindern und anderen Tieren. In der Luft hing der Gestank von Fäulnis und Verwesung, der ihm fast die Sinne raubte. Beim Anblick des Drachensteins und der verwüsteten Landschaft um ihn herum schwand Siegfrieds Mut allmählich immer weiter. Welches schreckliche Ungetüm hatte hier wohl gewütet? Schon dachte er darüber nach in Meister Mimers Schmiede zurückzukehren. Doch dort würden ihn wohl nur Spott und Hohn erwarten, käme er unvollbrachter Taten zurück. Diese Schmach würde er nicht ertragen können, deswegen sammelte er all seinen Mut, rückte seinen Helm zu recht und gab seinem Pferd die Sporen.

Nach einiger Zeit erreichte er endlich den Fuß des Drachensteins. Leichtfüßig sprang Siegfried ab und band die Zügel an einem Baumstumpf fest.

Riesige Felstürme ragten beim Drachenstein wie Messerkeile empor. Die Landschaft war zerklüftet und der Boden bedeckt von Geröll. In der Erde klafften unzählige Felsspalten und Schluchten wie die Axthiebe eines Riesen. Durch die dutzenden schmalen Felsmulden und Kluften waberten unheimliche Nebelschwaden. Die steilen Bergklippen warfen lange, schwarze Schatten über das Land.

Schon von der Ferne hatte Siegfried in der Westflanke des Berges einen pechschwarzen Höhleneingang ausgemacht, von dem aus ein finsterer Gang ins Innere des Berges führte. Obwohl für Siegfried das Klettern keineswegs ein Mühsal war, durch das zerfurchte Meer von spitzen Felsen und riesigen Findlingen immer weiter nach oben zu steigen, war er vor Erschöpfung beinahe überwältigt als er am Eingang der Höhle ankam, denn der Gedanke, nie wieder zurückzukehren, machte ihm schwer zu schaffen. Niedergeschlagen ließ er sich an der kalten Steinwand herabsinken und atmete gierig die stickige Luft ein.

Nachdem er sich ein wenig ausgeruht hatte, richtete er sich auf und spähte vorsichtig in die Dunkelheit der Höhle. Da er in der Finsternis weder irgendetwas hören noch etwas sehen vermochte, warf er einen letzten Blick hinauf zum wolkenlosen blauen Himmel, und trat dann seinen Weg in den Stollen an, in dem undurchdringliche, rabenschwarze Dunkelheit herrschte. Am Anfang war er nicht in der Lage etwas zu erkennen, und so stolperte er unbeholfen den Gang hinab. Aber bald gewöhnten sich seine Augen an das fehlende Licht und er konnte die groben Umrisse des Tunnels ausmachen.

Er war noch nicht weit gekommen, da stieg ihm der entsetzlich faulige Gestank von Schwefel und Rauch in die Nase. Vorsichtig tastete er sich an der eiskalten und glatten Felswand entlang. Das einzige Geräusch, das er vernahm, war das stete Tropfen von Wasser auf Stein. Doch als er weiter in Berg vordrang, meinte er auch ein dumpfes Dröhnen wahrzunehmen, dass an Lautstärke gewann, je

weiter er ging. Er wusste weder wie lange noch, ob er bergauf oder bergab gegangen war, da wurde der Gang auf einmal breiter und beschrieb eine Kurve, hinter der Licht zu sein schien. Vorsichtig lehnte Siegfried sich an die Wand und schob sich so Stück für Stück vorwärts, bis er um die Biegung lugen konnte. Da stockte ihm der Atem und das Blut schien, ihm in den Adern zu gefrieren, denn vor ihm befand sich die abscheulichste und fürchterlichste Kreatur, die ihm je unter die Augen gekommen war: der Drache. Er schien friedlich zu schlafen und gab dabei lautes Schnaufen von sich. Seine Bettstätte war eine große Felsplatte, die in der Mitte eines breiten Schachts thronte. Die Sonne strahlte von oben durch die Spalte und tauchte den Raum in gleißendes Licht. Sein Schuppenkleid glänzte so rot wie geschliffene Rubine. Siegfried war von diesem strahlenden Antlitz fast geblendet.

Die Haufen von Knochen, Schädeln und Gerippen, die sich um das Untier türmten, zeugten jedoch von seiner Grausamkeit. Dort lagen auch verbeulte Harnische, Helme, zersplitterte Schilde und zerbrochene Schwerter. Behutsam schlich er auf das Ungeheuer zu, als plötzlich unter seinen Füßen ein Knochen laut knirschend zerbrach. Siegfried stolperte erschrocken zurück. Das Ungetüm wälzte sich unruhig umher. Es räkelte sich genüsslich im wärmenden Sonnenlicht. Aber es schien, noch immer zu schlafen. Erleichtert ließ sich Siegfried auf den Boden sinken, da riss die Bestie ihre Augen auf. Siegfried erstarrte. Er war wie gelähmt und konnte seinen Blick nicht mehr von den feurigen Augen des Drachen wenden. Sie schienen ihn zu durchbohren. Die lodernden Flammen nahmen Siegfried allen Mut und Verzweiflung machte sich in ihm breit. Das Ungeheuer öffnete sein grässliches Maul, brüllte entsetzlich und entblößte dabei ein Gebiss von messerscharfen Reißzähnen, deren Anblick Siegfried aus seiner Bewegungslosigkeit rissen, ihn aufspringen und sein Schwert ziehen ließen. Unterdessen hatte sich der Lindwurm zu seiner vollen Größe aufgerichtet. Ohne seinen schrecklichen Blick von Siegfried zu lösen, ging er langsam und bedächtig auf ihn zu, während sein Schwanz rasselnd umher peitschte. Seine Schritte ließen die steinernen Wände erzittern. Als der schreckliche Lindwurm dann ein weiteres Mal brüllte, nutzte Siegfried die Gelegenheit und stürmte mit erhobenem Schwert auf ihn zu. Ehe er sich versah, prallte der Stahl auf dessen Schuppen, weswegen ein schriller Klang ertönte. Der Aufprall ließ Siegfried zurücktaumeln, wodurch er haarscharf der klauenbewehrten Pranke des Untiers entkam. Der Drache fletschte fauchend seine Zähne und spie Siegfried seinen tödlichen Atem entgegen. Zur Abwehr riss dieser seinen glänzenden Schild in die Höhe. Mit großer Wucht ließ der Drache seine gewaltige Tatze auf ihn niedersausen. Unter dem Gewicht des Schlags gab er nach und wurde auf die Knie gezwungen. Sein Arm schmerzte ungemein, dennoch richtete Siegfried sich mit einem Ruck wieder auf und schlug nun selbst mit seinem Schwert auf die ausgestreckte Pranke des Ungetüms. Vor Schmerzen bäumte es sich zu voller Größe auf und stieß ein lautes Gebrüll aus, das Siegfried durch Mark und Bein ging.

Und dann ging ein solches Gewitter von Schlägen und Hieben auf ihn nieder, dass ihm Hören und Sehen verging. Mit Müh' und Not gelang es ihm die meisten Angriffe erfolgreich zu parieren. Trotzdem klafften nach einiger Zeit viele Risse in seinem Kettenhemd, aus denen Blut sickerte. Nach einiger Zeit gelang es ihm, kurz Luft zu holen. Während er so durchatmete, fiel ihm etwas auf: An der Brust des Drachen befand sich ein dunkler Fleck, da sich dort anscheinend keine Schuppen befanden. Siegfried erkannte die Gelegenheit und ergriff sie. Mit erhobenem Schwert rannte er auf den Drachen zu. Doch dieser kam ihm zuvor und fegte ihn mit seinem schuppigen Schwanz von den Füßen. Siegfried war wie gelähmt, während das Untier langsam und bedrohlich auf ihn zu kam. Als es ihn erreicht hatte, hob es siegessicher seine Vorderpranke an und setzte sie auf Siegfrieds Brust. Dieser spürte, wie ihm die Luft aus der Lunge gepresst wurde. Vergebens rang er um Atem. Mit seiner Rechten tastete er verzweifelt den Boden neben sich nach seinem Schwert ab, das ihm bei seinem Sturz entglitten war. Da fühlte er den glatten Stahl zwischen seinen Fingern. Mit letzter Kraft zog er es zu sich und stieß es dem Scheusal von Drachen in die ungeschützte, schuppenlose Stelle an der Brust. Ein Schwall Blut schoss hervor und übergoss ihn. Nach einem letzten Zucken sank der Drache zusammen und sein schwerer Körper fiel auf Siegfried. Unter größter Anstrengung befreite er sich von der Last und rollte sich vom leblosen Drachenleib fort. Dann blieb er an Ort und Stelle liegen, weil ihn plötzlich eine große Müdigkeit übermannte.

Als Siegfried schließlich wieder zu Besinnung kam, ging ein lauer Wind in der Höhle. Am oberen Ende des Höhlenschachtes raschelten die Blätter einer alten Linde. Erleichtert ließ er seinen Blick durch den Raum schweifen. Da sah er, dass das austretende Drachenblut sich in einer Vertiefung im Steinboden nicht weit von ihm gesammelt hatte. In diesem Moment schoss ihm ein Gedanke durch den Kopf: Als er noch ein Knabe war, hatte ein Barde in der Burg zu Xanten, ihm die Geschichte eines Recken erzählt, der durch das Bad im Drachenblut unverwundbar geworden war. Deswegen entledigte sich Siegfried nun seiner Kleider und ließ sich ein wenig angewidert in die noch warme Blutlache gleiten. Aber ohne, dass er es bemerkte, legte sich in diesem Augenblick ein verhängnisvolles Lindenblatt zwischen seine Schultern, sodass diese Stelle unbedeckt vom Blut blieb....

Lukas und Viktoria Pitschi, 7a

Textgrundlage:

Auguste Lechner: Die Nibelungen. 7. Auflage als Arena-Taschenbuch 2012.